

dot:
books

ALEXANDRA
JONES

Die
englische
Ärztin

ROMAN



Über dieses Buch:

Paris, 1848. Inmitten des Aufruhrs der Februarrevolution lernt die schöne Engländerin Joanne den ebenso gutaussehenden wie geheimnisvollen Grafen Jean-Paul de Villacroix kennen. Obwohl ihre Liebe unmöglich scheint, verloben sich die beiden schon bald ... doch das Glück währt nicht lange: Joanne wird von Aufständischen entführt. So beginnt für die junge Frau eine aufwühlende Odyssee, die sie schließlich bis ans Schwarze Meer führt, wo der Krimkrieg in all seiner grausamen Härte tobt. Inmitten dieser dunklen Zeiten findet Joanne ihre Bestimmung: Als Krankenschwester unter Florence Nightingale rettet sie Leben. Dabei begegnet sie auch dem jungen Arzt Nicholas Wainwright wieder, der ihr einst in Paris den Hof machte. Joanna ist hin- und hergerissen zwischen den zarten Gefühlen für Nicholas und ihrer Sehnsucht nach Jean-Paul, den sie nicht vergessen kann ...

Über die Autorin:

Die britische Autorin Alexandra Jones wurde in Indien geboren, wo ihre britischen Eltern die letzten Tage der Kolonialherrschaft erlebten und Indien und Pakistan unabhängig wurden. Auf britischer Seite setzte sie setzt sich für Pakistans Übergang zu einem eigenständigen Staat ein. Später kehrte sie mit ihrer Familie nach England zurück und lebt heute mit ihrem Mann und drei Söhnen in Devon. Sie ist Autorin von zahlreichen historischen Romanen, die in verschiedene Sprachen übersetzt wurden.

Ebenfalls bei dotbooks erschienen sind ihre historischen Romane »Das Vermächtnis von Kilmorna House«, »Samsara - Eine Liebe am Ende der Welt«, »Indara - Über den goldenen Dächern von Siam«, »Mandalay - Der Traum von Freiheit« und »In den Weinbergen von Vinarosa«.

eBook-Neuausgabe Oktober 2021

Die englische Originalausgabe erschien erstmals 2010 unter dem Originaltitel »The Watershadows of Chance«. Die deutsche Erstausgabe erschien 2011 unter dem Titel »Die Melodie der Träume« bei Bastei Lübbe.

Copyright © der englischen Originalausgabe 2010 by Alexandra Jones

Copyright © der deutschen Erstausgabe 2011 Bastei Lübbe GmbH & Co. KG, Köln

Copyright © der Neuausgabe 2021 dotbooks GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden. Titelbildgestaltung: Nele Schütz Design unter Verwendung von Shutterstock/Leka Sergeeva und AdobeStock/Vit Kovalcik

eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH (ah)

ISBN 978-3-96655-743-6

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit ausschließlich ein Leserecht erworben haben: Sie dürfen dieses eBook - anders als ein gedrucktes Buch - nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist - wie der illegale Download von Musikdateien und Videos - untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern

Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: info@dotbooks.de. Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

Liebe Leserin, lieber Leser, in diesem eBook begegnen Sie möglicherweise Begrifflichkeiten, Weltanschauungen und Verhaltensweisen, die wir heute als unzeitgemäß oder diskriminierend verstehen. Bei diesem Roman handelt es sich um ein rein fiktives Werk, das vor dem Hintergrund einer bestimmten Zeit spielt oder geschrieben wurde – und als solches Dokument seiner Zeit von uns ohne nachträgliche Eingriffe neu veröffentlicht wird. Diese Fiktion spiegelt nicht unbedingt die Überzeugungen des Verlags wider.

Sind Sie auf der Suche nach attraktiven Preisschnäppchen, spannenden Neuerscheinungen und Gewinnspielen, bei denen Sie sich auf kostenlose eBooks freuen können? Dann melden Sie sich jetzt für unseren Newsletter an: www.dotbooks.de/newsletter.html (Versand zweimal im Monat – unkomplizierte Kündigung-per-Klick jederzeit möglich.)

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere Bücher aus unserem Programm. Schicken Sie einfach eine eMail mit dem Stichwort »Die englische Ärztin« an: lesetipp@dotbooks.de (Wir nutzen Ihre an uns übermittelten Daten nur, um Ihre Anfrage beantworten zu können - danach werden sie ohne Auswertung, Weitergabe an Dritte oder zeitliche Verzögerung gelöscht.)

Besuchen Sie uns im Internet:
www.dotbooks.de
www.facebook.com/dotbooks
www.instagram.com/dotbooks
blog.dotbooks.de/

Alexandra Jones
Die englische Ärztin

Roman

Aus dem Englischen von Ulrike Werner

dotbooks.

Prolog

England 1848

Zwei aufeinanderfolgende Jahre mit ungewöhnlich regenreichen Sommern hatten in ganz Europa zu Missernten geführt. Der Weltmarkt ging in die Knie. Die Menschen in Europa litten unter einer schweren Wirtschaftskrise.

In Irland wurde der Gestank verdorbener Kartoffeln vom süßlichen Geruch des Todes überlagert. Auf den Feldern verwesten verhungerte Bauern neben ihrer verrotteten Ernte.

In Wales schlachtete man den Viehbestand weil nicht genügend Futter für den Winter in den Scheunen lagerte.

Viele Schotten emigrierten in wärmere Klimazonen und folgten dem Lockruf des Goldes, das in der Neuen Welt fast auf der Straße zu liegen schien.

In Deutschland, Österreich und Italien begehrten die Studenten gegen die herrschenden Sozialverhältnisse auf.

In Frankreich ging es drunter und drüber.

Sir David Byngham, Königin Viktorias Sondergesandter in Frankreich, und Außenminister Henry John Temple, 3. Viscount Palmerston, saßen in einem der Regierungsgebäude von Whitehall in London zusammen und prosteten sich zu.

»Wenn es in Frankreich drunter und drüber geht, müssen wir leider davon ausgehen, dass auch Köpfe rollen

werden. Ehrlich gesagt widerstrebt es mir, schon wieder ein Blutbad mitzuerleben.« Palmerston hob sein Glas. »Trotzdem wünsche ich Ihnen ein gutes neues Jahr, David.«

Sir David hob ebenfalls das Glas. »Gutes neues Jahr, Henry! Ich muss schon sagen - dies ist ein außergewöhnlich delikater Madeira«, fügte er mit einem Blick auf die edle goldene Flüssigkeit in seinem Glas hinzu, die seinen Gaumen an diesem späten Januarvormittag auf das Angenehmste kitzelte.

»Ich werde meinen Weinhändler beauftragen, Ihnen zwei Kisten zu senden.« Im Gegensatz zu Sir David war es Viscount Palmerston nicht besonders heiter zumute. Königin Viktoria hatte ihn aus dem redlich verdienten Weihnachtsurlaub zurückzitiert, weil sich Probleme mit der französischen Krone abzeichneten, besser gesagt: mit dem Bürgerlichen, der diese Krone trug.

Der Minister starrte in die Flammen des Kaminfeuers. »Wir wissen, was uns erwartet, wenn der Mob in Paris aufbegehrt. Man kann nur hoffen, dass der Kopf von Louis-Philippe da bleibt, wo er ist. Ihre Majestät, die Königin, befürchtet nämlich zu Recht, dass er ihr in den Schoß fallen könnte. Wir können es uns nicht leisten, einem weiteren abgesetzten Monarchen zu Lasten des britischen Steuerzahlers Asyl zu bieten.«

»Verstehe«, murmelte Sir David.

»Was wissen Sie über meinen französischen Amtsbruder Lamartine?«, erkundigte sich Viscount Palmerston plötzlich.

Nachdenklich starrte Sir David sein leeres Glas an.

»In Frankreich hat sich Alphonse Marie Louis de Lamartine vor allem als romantischer Dichter einen Namen gemacht.«

Viscount Palmerston hob die Augenbrauen. »Tatsächlich? Und sonst?«

»Sowohl als Staatsmann als auch als Autor liegen seine Schwerpunkte hauptsächlich im Bereich der Natur, der

Religion und der Liebe.«

»Ach wirklich?« Der Minister konnte seine Verwunderung nicht verhehlen. »Und wo steht er politisch?«

»Man könnte ihn als liberal bezeichnen, allerdings ist er ein nachdrücklicher Verfechter der Republik.«

»Was sich zweifellos in seinen Gedichten über Leidenschaft und Stimmungen, Sehnsüchte, Träumereien und Natureindrücke bekundet«, murmelte der Minister skeptisch. »Könnte er gefährlich werden?«

»Möglicherweise.«

»Dann behalten Sie ihn im Auge. Ich weiß, dass ich mich diesbezüglich auf Sie verlassen kann.«

Erneut hob der Minister sein Glas und prostete Sir David zu.

Teil I

**Der goldene Käfig
Frankreich 1848**

Kapitel 1

Einen Monat später und weit entfernt von Whitehall blies Sir David Byngham die Wangen auf wie ein Vogel, der sich in der Kälte aufplustert. In der Wohnung brannte ein Meer von Kerzen. Es sah aus wie in einer russisch-orthodoxen Kirche und war so warm, dass Sir David sich kaum gewundert hätte, wenn Weihrauchduft durch die Zimmer geschwebt wäre. Er fühlte sich ein wenig schuldbewusst.

Er wandte dem knisternden Kaminfeuer im anmutigen Salon seiner Wohnung in der Rue Royale in Paris den Rücken zu, rieb sich die kalten Hände und dankte seinem Schöpfer, dass er seinen Platz nicht mit Jules tauschen musste. Jules war Drehorgelspieler und stand auch heute, wie so oft, in Erwartung großzügiger Almosen der Reichen mit seiner Orgel und dem Kapuzineräffchen Coco vor dem Haus. Wann immer Jules mit seiner Orgel vor der Wohnung in der Rue Royale auftauchte, gab Sir David ihm Geld.

»Soll ich uns Tee bestellen, Papa?«

Joanne betrat den Salon, nachdem sie sich im eiskalten Vestibül hastig ihrer Pelze entledigt hatte. Ihr junges Gesicht glühte. Der Wind draußen piff so schneidend kalt, dass sie trotz ihrer dicken Kleidung bis ins Mark durchgefroren war. Sir David betrachtete seine Tochter. Mit ihrem üppigen, bronzegoldenen Haar und ihren bernsteinfarbenen Augen erinnerte sie an ein seltenes, katzenähnliches Lebewesen. Sie war ihrer Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten.

Sir David stieß einen wehmütigen Seufzer aus.

»Ja bitte, mein Liebes.«

Nachdem Joanne dem Dienstmädchen Bescheid gesagt hatte und in den Salon zurückgekehrt war, blickte Sir David seine einzige Tochter mit einer Mischung aus Trauer und

Melancholie an. Welch schönes Kind! Welch hübsches Mädchen! Joannes Erscheinung zog alle Blicke auf sich, wohin sie auch kam.

Eigentlich wäre es Sir David lieber gewesen, Joanne im heimatlichen Irland zurückzulassen, doch seine Tochter hatte ihn wortreich davon überzeugt, dass es sich unter der Aufsicht einiger Bediensteter in Byngam House im wilden County Wicklow auch nicht sicherer lebte als in Paris. Die Anwesenheit ihres Vaters, so argumentierte sie, war verlässlicher als die jedes anderen Menschen. Und es war wie immer: Wenn Joanne einmal einen Entschluss gefasst hatte, wusste Sir David ihr nichts mehr entgegenzusetzen. Er selbst aber wusste, wie verwundbar sie in dieser aufgewühlten, unruhigen Stadt war!

Seine heutige Begegnung mit Jules kam ihm in den Sinn. Welche Blätter waren wie besessene Derwische über den Bürgersteig getanzt und hatten sich in den Toreinfahrten mit menschlichen Hinterlassenschaften und Müll vermischt. Jules' Lachen hatte gebrochen und hohl geklungen, sein weit geöffneter, zahnloser Mund verzerrte sein Gesicht zur Grimasse. Sir David erinnerte sich, wie missbilligend Jules seine Tochter angesehen hatte, als sie ihre zarte weiße Hand aus dem Muff gezogen und dem Äffchen eine Münze in die ausgestreckte Pfote gelegt hatte.

Coco biss mit seinen scharfen spitzen Zähnen auf den Rand der Münze, um sie auf Echtheit zu prüfen. Für Jules stellten die beiden Ausländer nichts anderes dar als die Aussicht auf einen warmen Geldregen. Und Sir David hatte die Gereiztheit des alten Mannes bemerkt. Hinter der vorgeschützten Biederkeit des braunhäutigen, alten Mannes spürte Sir David eine unterschwellige Feindseligkeit. Jules gehörte der untersten sozialen Schicht an. Sein Gesicht spiegelte die Enttäuschungen seines Lebens wider. Alle Unbilden der Witterung hatten sich tief eingegraben, Regen und Frost hatten es verhärtet, und der stetig wechselnde Wind des Schicksals hatte Spuren

hinterlassen wie in hartem Felsgestein. Jules war zu einem Symbol der Ärmsten und Ausgestoßenen von Paris geworden, denen reiche Briten zuwider waren. Dabei spielte es keine Rolle, dass sie sich mit ein paar Münzen freikaufte, ehe sie weiterschlenderten und den menschlichen Abschaum schnell wieder vergaßen.

»Oho, Jules! Sie tun dem armen Chopin aber heute wieder Gewalt an«, hatte Sir David den alten Drehorgelspieler jovial begrüßt. Dabei wollte er durchaus nicht herablassend klingen, sondern einfach nur freundlich. Er kannte Jules seit vielen Jahren. Der Alte hatte bereits Drehorgel gespielt, als Sir David Joannes Mutter Jacqui, einer gebürtigen Pariserin, den Hof machte. »Hier, kaufen Sie sich eine Flasche Absinth, und verschwinden Sie aus dieser Kälte. Das Wetter ist Gift für jemanden, der es auf der Brust hat.«

»Ich gehe bestimmt bald nach Hause, Monsieur. Aber ich kaufe keinen Absinth, sondern Medizin.« Jules war von einem Fuß auf den anderen getreten und hatte seine nackten, blau gefrorenen Hände gerieben. »Meine Frau ist sehr krank. Sie hustet und spuckt Blut.«

David wollte gerade eine weitere Münze in Jules' Kappe legen, als er angerempelt wurde und die Münze in die Gosse rollte. Der kleine Affe sprang hinterher, holte sie aus dem Schmutz und zeigte dem fremden Rempeler laut schnatternd seine spitzen Zähne.

Der Fremde trug eine schmutzige Stoffkappe, einen billigen Mantel und abgetragene Schuhe. Auf seiner linken Wange trat deutlich eine tiefe Narbe hervor, die vom Ohrläppchen bis zum Mundwinkel verlief. Sie bewirkte, dass der Mann ständig zu grinsen schien, als mache er sich über die Hoffnungslosigkeit des Lebens auf ironische Weise lustig. Abgesehen von dem tiefen Wundmal war das Gesicht des Mannes von Pockennarben gezeichnet – ein Gesicht, wie man es nur bei den Armen sah.

»Oh ja, Jules sorgt immer noch für Ohrenschmerzen«, sagte er hämisch.

Er streifte den Engländer mit einem Blick und ließ seine dunklen Augen dann auf Joannes gepflegtem Äußeren verweilen. Ohne die Augen von dem jungen Mädchen zu wenden, sagte er zu dem Drehorgelspieler: »Wenn ich du wäre, ginge ich jetzt schleunigst in die Markthallen. Du hast genug Geld in der Kappe. Der Brotpreis steigt ins Unermessliche. Und dabei ist es nur Schwarzbrot! Schwarzbrot liegt schwer im Magen, nicht wahr, Sir David?«

Er feixte und sah dem Engländer und seiner Tochter frech ins Gesicht. Sowohl Sir David als auch Joanne sprachen fließend Französisch und verstanden jedes Wort.

»Schon möglich«, antwortete Sir David und legte den Arm um Joanne. »Komm jetzt nach oben, Liebes. Es ist wirklich lausig kalt.«

»Bei den Preisen ruiniert man sich nicht nur den Magen, sondern auch die Geldbörse. Eine schlimme Kränkung, *n'est ce pas?* Aber was sollen wir armen Leute essen, wenn der Hektoliter Weizen neunundvierzig Francs kostet? Am besten, man legt sich still in die Gosse und hofft auf einen schnellen Tod. Und das gilt auch für unsere Kinder, Sir David!«

Sir David hatte Joanne eilig ins Haus geschoben.

»Wer war denn dieser schreckliche Kerl, Papa?«, fragte Joanne, sobald sie im Vestibül standen.

»Soviel ich weiß, heißt er Cabet. Allerdings habe ich keine Ahnung, was er macht.«

»Dann kennen Sie ihn also, Papa?«

»Sagen wir lieber, ich habe von ihm gehört.«

»Und was wissen Sie über ihn?«

»Auf jeden Fall scheint er ein *Agent provocateur* zu sein, ein Aufwiegler. Ein unangenehmer Zeitgenosse.«

Sir David wusste sehr genau, wie heftig es in Paris gärte und brodelte. Er wusste auch, dass der keimende Hass sich

eher früher denn später Bahn brechen würde. Und nicht nur deshalb war er der Meinung, dass die Stadt nicht der richtige Ort für seine geliebte Tochter war. Er würde darüber nachdenken müssen, wie er sie zu ihrer Tante nach London schicken konnte, ohne erneut ihrer weiblichen Überredungskunst zu erliegen.

»Mrs O'Grady«, wandte er sich jetzt an die irische Haushälterin, die zusammen mit dem russischen Dienstmädchen Natascha den Tee servierte, »woher kommen diese vielen Kerzen? Ich dachte, es wäre heutzutage schwierig, Wachs oder Talg zu bekommen.«

»Mit dieser Frage müssen Sie sich bitte an Natascha wenden. Das Mädchen kann keine Dunkelheit mehr ertragen, seit Napoleon in ihr geliebtes Moskau einmarschiert ist.«

Überrascht registrierte Sir David, dass Mrs O'Grady, die angeblich kein Wort des russischen Dienstmädchens verstand, so viel über deren Innenleben zu wissen schien.

»Nun«, wandte er sich scherzhaft in fließendem Russisch an die Haushaltshilfe, »hat Ihnen etwa der Papst all diese Kerzen in seinem Testament hinterlassen?«

»Ich nicht kennen Papst, Sir David«, gab Natascha ernsthaft und in gebrochenem Englisch zurück. »Ich nur kennen Pope. Er ist auch in Paris, weil Zar in Russland verfolgt unser Religion. Aber Pope hat mir nichts gegeben. Nur vergibt Sünden. Bitte nicht fragen, woher Kerzen. Ich wissen, aber nicht sagen. Aber bitte, Sir David, Natascha ist kein Diebin.«

Natascha schaute ihm offen und ehrlich ins Gesicht, und Joanne verbarg ein Lächeln.

Sir David seufzte. Schließlich wandte er sich mit ernster Miene an seine Tochter.

»Mein Liebes, es behagt mir nicht, dass du dich hier in Paris aufhältst. Du solltest umgehend zu deiner Tante

Hester nach London abreisen. Hier in Paris wird es allmählich zu gefährlich.«

»Um Himmels willen, Vater – nein, bitte nicht!« Joannes Entsetzen wurde schon dadurch deutlich, dass sie ihn »Vater« nannte. Normalerweise sagte sie »Papa«.

Sir David seufzte. Er sehnte sich nach seiner Frau, die sicher besser mit dem halsstarrigen Mädchen zurechtgekommen wäre. Jacqui jedoch war in Joannes dreizehntem Lebensjahr am Hungerfieber gestorben. Während der großen Hungersnot war sie täglich unterwegs gewesen, um sich um erkrankte Bauern auf ihrem Besitz in Irland zu kümmern, und hatte sich trotz aller Vorsichtsmaßnahmen angesteckt.

»Ich mag Tante Hester nicht, das wissen Sie ganz genau. Und sie mag mich auch nicht. Ich stelle es mir schrecklich vor, bei ihr zu wohnen. Das reinste Fegefeuer!«

»Ich bestehe auf etwas mehr Respekt gegenüber meiner Schwester, Joanne! Sie ist deine Patin und hat dich sehr lieb«, sagte er energisch.

»Entschuldigen Sie, Papa.« Joanne beeilte sich, das Thema zu wechseln. »Wissen Sie was? Ich freue mich riesig auf die Soiree bei Madame Hélène heute Abend.«

»Hm.« Auch der Gedanke an die Abendgesellschaft behagte Sir David durchaus nicht. Aber was sollte er tun? Er war schließlich für seine einzige Tochter verantwortlich, und ein bisschen Gesellschaft würde ihnen beiden guttun.

Kapitel 2

Der alte Drehorgelspieler bückte sich und nahm dem Äffchen die schmutzige Kappe aus den Pfoten. Normalerweise verdiente Jules in diesem Viertel von Paris mehr als in allen anderen westlichen Stadtbezirken. Aber heute war die Kappe, abgesehen von den Münzen, die Sir David und seine Tochter hineingelegt hatten, fast leer. Jules dachte nicht darüber nach, ob es daran lag, dass ein Aufruhr in den ärmeren Vierteln drohte und man ihn gern loswerden wollte, oder ob die reichen Leute, von einem schlechten Gewissen gepeinigt, lieber einen Franc als einen Sou spendeten. Er war dankbar für jede Münze.

Den ganzen Tag schon waren die Straßen von Paris außergewöhnlich leer. In der Luft lag eine Anspannung wie in einem überdrehten Mechanismus, den man nur antippen musste, um ihn in Gang zu setzen.

Jules steckte die wenigen Sous sowie die Francs ein, die er von dem hübschen englischen Mädchen und seinem Vater bekommen hatte, setzte seine fadenscheinige Kappe auf und schickte sich an, die Orgel nach Hause zu ziehen, als sich plötzlich eine schwere Hand auf seine Schulter legte.

»*Merde!*«, fluchte Jules und fuhr zusammen. Das Äffchen begann, laut zu schnattern, sprang auf die Drehorgel und fauchte mit böseartig aufgerissenen Augen den Mann an, der hinter Jules stand. Schnell erkannte er in ihm den Rempler von vorhin.

»Ach, du bist es, Gaston! Du hast mich ganz schön erschreckt.«

»Spiel weiter, alter Mann«, raunte Gaston.

»Ja, aber ... ich wollte gerade nach Hause gehen.«

»Spiel weiter, habe ich gesagt. Mach Lärm. Irgendwelchen Lärm, ganz egal«, sagte Gaston energisch.

Der hochgewachsene Mann, der unter seinem billigen Mantel einen Overall trug, wie man ihn oft in den Pariser Arbeitervierteln sah, funkelte Jules mit grimmigem Gesicht an.

Gaston Cabet war Gewerkschaftsführer und hatte etwas von einem wilden, unbändigen Tier, das sich niemals unterordnete; er war wie ein starker, stolzer Löwe, bereit, sich jedem Hindernis entgegenzustellen. Im Gegensatz zu seinem Gesicht konnte man seinen Körper durchaus als schön bezeichnen. Seine breiten Schultern schienen den Overall sprengen zu wollen, seine schmalen Hüften gingen in lange muskulöse Beine über.

Früher einmal war er ein wirklich gut aussehender junger Mann gewesen. Manchmal rieb er seine Narbe, als wolle er sie entfernen – und mit ihr die Erinnerung an den Tag, an dem er sie bekommen hatte. Und dann wurde er von einer glühenden Wut übermannt, die ihn böse, rachsüchtig und mitleidlos werden ließ.

Jetzt spähte er hastig die dunkle Straße hinauf und hinunter. Abgesehen von dem taubstummen Laternenanzünder, der seiner abendlichen Aufgabe nachging, war niemand in der Nähe, der ein Gespräch mit anhören konnte. Die wenigen Passanten waren ebenso wie der Engländer und seine Tochter in die heimelige Wärme ihrer hochherrschaftlichen Wohnungen oder Häuser geflohen, um ihr knisterndes Kaminfeuer und ihren üppig gedeckten Abendbrottisch zu genießen.

Jules tat, wie ihm geheißen, und begann seufzend, wieder an der Kurbel der Orgel zu drehen. Cabet neigte sich zu Jules' Ohr hinunter und machte Anstalten, dem Äffchen den Kopf zu kraulen. Coco jedoch, der Cabet noch nie hatte leiden können, biss ihn wieder einmal in den Finger. Hastig zog Cabet die Hand zurück, und während er das Blut ableckte, flüsterte er verschwörerisch:

»Place de l'École ... lespartisans... bonne chance, mon ami! Mon Dieu, ce singe est vraiment ridicule!«

Jules jedoch hatte beim Lärm der Orgel nichts verstanden und legte die Hand an sein Ohr. Cabet aber knuffte ihn. »Spinner!«

»Entschuldige, Gaston«, wehrte sich Jules und drehte weiter an der Kurbel, »aber ich bin so gut wie taub. Ein Leben an dieser Drehorgel, da passiert es schon einmal, dass ich nichts höre. Du musst schon lauter reden.«

Gaston wiederholte den Treffpunkt, und Jules nickte. Er wusste, hier wurde ein gefährliches Spiel gespielt, und er wollte nichts lieber, als dass Gaston Cabet so schnell wie möglich das Weite suchte. Ängstlich blickte er sich nach einem Wachmann um, ehe er Zustimmung heuchelte. »Gut, sehr gut! Aber jetzt muss ich erst einmal nach Hause zu meiner Frau. Sie ist sehr krank. Unterwegs werde ich Medizin für sie kaufen ... Sie hat es auf der Lunge, weißt du? Schwindsucht. Auf Wiedersehen, Gaston. Und ich habe verstanden: Kein Wort zu niemandem!«

Medizin kaufen mit dem Geld der Engländer, dachte er bei sich. Die Wirtschaftskraft der Engländer war dabei, die schwächelnde Wirtschaft der Regierung Louis-Philippe zu überrollen.

Gaston Cabet tippte sich an die Kappe und zwickte den Affen einmal, bevor er sich umwandte und mit langen Schritten in Richtung Place de la Madeleine verschwand. Auf seinem Gesicht lag das immerwährende, leblose Lächeln.

Als Sir David und Joanne in der schwankenden Kutsche saßen, die sich über das Kopfsteinpflaster quälte, kamen Joanne aller Vorfreude zum Trotz plötzlich Bedenken.

»Eigentlich fürchte ich mich ein bisschen davor, Madame Hélène wiederzusehen, Papa.«

»Aber sie ist doch nun wirklich kein Ungeheuer«, versuchte Sir David zu beschwichtigen.

»Oh doch, das ist sie! Als ich das letzte Mal bei ihr zu Gast war, hat sie mich verspottet, weil ich nicht wusste, wer Molière ist.«

»Du warst noch ein Kind!«

»Trotzdem hat sie die richtige Antwort von mir erwartet.« Joanne bettete den Kopf auf die Schulter ihres Vaters. »Hat Mama sie wirklich so gern gehabt?«

Sir David nickte. »Aber ja. Schließlich ist sie deine Patin, genau wie Tante Hester«, sagte er zärtlich.

»Ich habe ziemlich viele Patinnen, aber keinen einzigen Paten«, begehrte Joanne auf. »Was ist überhaupt mit ihrer Familie? Wurde die ebenfalls während der großen Revolution vernichtet wie die von Mama?«

»Leider ja.«

»Das ist immerhin eine Gemeinsamkeit, auch wenn das über fünfzig Jahre her ist. Und Madame ist offenbar sehr viel älter als Mama und Sie.«

Sir David fiel auf, dass Joanne von ihrer Mutter immer noch in der Gegenwart sprach. Er drückte die Hand seiner Tochter.

»Sie war so eine Art ältere Schwester für deine Mutter, die nie Geschwister hatte. Damals stand Frankreich noch ganz unter dem Eindruck der Hinrichtung von König Ludwig XVI. und Königin Marie Antoinette. Aber auch die adeligen Familien hatten schwer unter der Revolution gelitten; sie waren dezimiert und enteignet worden. Als ich deine Mutter kennenlernte, lebte sie in unstandesgemäßen Verhältnissen und litt noch immer unter der Exekution ihrer Großeltern und anderer Verwandter. Das Gleiche galt für Madame Hélène, die jedoch später sehr vernünftig heiratete.«

»Vernünftig?«

»Sie heiratete einen wohlhabenden, einflussreichen Bürgerlichen hugenottischen Ursprungs.«

»Das verstehe ich nicht, Papa.«

In der dämmrigen Karosse lächelte Sir David seiner Tochter zu.

»Le Fèvre ist ein äußerst respektierter hugenottischer Name, Joanne. Der Ehemann von Madame war weitläufig mit Gaspard de Coligny verwandt, einem hugenottischen Adligen am Hof der Katharina von Medici. Nach seinem Tod hinterließ er Madame ein beträchtliches Vermögen und machte sie so zu einer reichen Witwe. Die Hugenotten waren äußerst geschickte Handwerker, sie schafften es, Staub zu Leinen und Silber zu Gold zu machen, musst du wissen. Leider sind die Franzosen nicht sehr rücksichtsvoll mit ihnen umgegangen. England hingegen wusste ihre außerordentlichen Handwerkskünste zu schätzen.«

Joanne seufzte. Fürs Erste hatte sie genug von den Hugenotten. »Erzählen Sie mir doch bitte lieber noch etwas von Mama«, sagte sie, während sie ihren Vater zärtlich betrachtete.

»Auch Mama gehörte zu ihnen. Ihre Familie blieb trotz der Verfolgungen in Frankreich. Nur dass deine Mama den Fehler gemacht hat, einen armen Mann zu heiraten – einen Mann ohne Religion, ohne Kultur und vor allem ohne Geld.«

»Aber Papa, das stimmt doch nicht! Immerhin sind Sie Botschafter und verkehren mit Prinzen und Premierministern!«

Sir David schmunzelte. »Als ich deine Mutter kennenlernte, war das noch längst nicht der Fall. Ich war ein unbedeutender Diener des Staates, der mit Diplomatenunterlagen aus Whitehall zwischen London und Paris hin und her reiste. Im Grunde war ich eine Art besserer Botenjunge. Deine Mutter hingegen entstammte dem Hochadel, und es ist ihr hugenottisches Vermögen, das uns unseren heutigen Lebensstandard erlaubt.«

»Aber Abstammung ist doch sicher nicht wichtiger als wahre Liebe, oder? Haben Sie sich eigentlich auf den

ersten Blick in Mama verliebt?«

Sir David räusperte sich. Die Frage nach seinen Gefühlen für seine verstorbene Frau brachte ihn in Verlegenheit.

»Hm, ich denke schon. Ja, es war Liebe auf den ersten Blick, mein Kind«, sagte er wehmütig.

»Nun haben Sie sich doch nicht so, Papa. Erzählen Sie schon! Ich weiß doch, wie gern Sie sie gehabt haben und wie sehr Sie sie auch nach vier Jahren noch vermissen.«

Joanne lehnte sich mit verträumten Augen in die weichen Polster zurück.

»Ach, Papa, ich wünsche mir so sehr, mich auch auf den ersten Blick zu verlieben. Es wäre doch schön, den Mann meiner Träume ohne langes Suchen zu finden.«

Sir David lächelte mitleidig in die Dunkelheit. Die Erfahrung, wie grausam die Wirklichkeit manchmal sein konnte, konnte er seiner Tochter leider nicht abnehmen.

Sie waren so in ihr Gespräch vertieft, dass Sir David zunächst sehr überrascht war, als er feststellte, dass die Kutsche zum Stillstand gekommen war. Er streckte den Kopf aus dem Fenster.

»Was ist los? Wieso fahren wir nicht weiter?«, fragte er den Kutscher.

»Der Pöbel hat Barrikaden auf den Straßen errichtet, Monsieur. Die Leute sind äußerst schlecht gelaunt und wollen uns nicht gestatten, den Boulevard St-Germain zu passieren.«

Sir David blickte sich um. Tatsächlich war der gesamte Verkehr zum Erliegen gekommen; auch in den angrenzenden Straßen warteten Pferdefuhrwerke, so weit das Auge reichte. Bedrohlicher allerdings wirkte die schweigende Menschenmasse, die mit Fackeln hinter den Barrieren lauerte.

Sir David wurde unruhig.

»Können wir nicht umkehren?«, erkundigte er sich beim Kutscher. »Es gibt doch bestimmt noch einen anderen Weg

ins Viertel St-Germain.«

»Unmöglich, Monsieur. Wir sitzen fest. Man wird uns nicht durchlassen, ehe sich nicht jemand findet, der mit dem Pöbel verhandelt.«

Sir David zögerte. Nachdenklich betrachtete er seine Tochter, deren Wohl ihm so sehr am Herzen lag. Aber hier ging es um weit mehr als um seine persönlichen Interessen. Entschlossen stieg er aus der Kutsche.

»Bitte nicht, Papa!«, flehte Joanne hinter ihm. »Wir können doch warten! Sie setzen Ihr Leben aufs Spiel.«

Sir David war sich der Gefahr zwar durchaus bewusst, arbeitete sich jedoch trotzdem bis zu der Kreuzung vor, wo der Verkehr aufgehalten worden war. Soldaten hielten den Mob hinter den Barrikaden zwar in Schach, doch das Volk war unruhig. Es würde nicht mehr lange dauern, bis die ersten Flaschen und Steine flogen. Um diejenigen zu treffen, die die Demonstranten für die Wurzel allen Übels hielten: die Reichen, die es mit den Gesetzen nicht so genau nahmen. Politiker standen ebenso auf ihrer Liste wie Bürokraten, Ausbeuter und Parasiten – kurz: Menschen, die es sich leisten konnten, in protzigen Kutschen herumzufahren. In den letzten fünfzig Jahren hatte sich das Feindbild verändert, weg vom König, der Königin und den Aristokraten. Heute wandte sich der Volkszorn gegen die Bourgeoisie, die einen kleinen, provinziellen König gewählt hatte. Louis-Philippe, der sogenannte Bürgerkönig, war als liberaler Monarch angetreten, ehe er sich immer weiter von seinen ursprünglichen Idealen abwandte und samt seinem bürgerlichen Hofstaat das Land auszusaugen begann. Laut Volkes Meinung hätte man die Monarchie nie wieder zulassen dürfen, nachdem man sich 1793 so viel Mühe gegeben hatte, sie auszumerzen. Ludwig XVI. und die Österreicherin Marie Antoinette hatten vor einem halben Jahrhundert zumindest noch einen legitimen Anspruch auf den Thron gehabt, was von diesem »Bürgerkönig« niemand behaupten mochte. Der sich, so

die Meinung des Volkes, verändert hatte, genau wie die ganze andere Bande. Allen war die Macht zu Kopf gestiegen.

Das Volk begehrte auf, genau wie ein halbes Jahrhundert zuvor, und mit einem Mal fürchtete Sir David um die Sicherheit seiner Tochter.

Plötzlich flog ein mit Nägeln gespicktes Stück Holz dicht an seinem Ohr vorbei. Eine Eisenstange folgte, und im Nu regnete es verdorbenes Gemüse und faule Eier. Hastig wandte Sir David sich um, glitt auf dem Kopfsteinpflaster aus und wäre hingefallen, hätte ihn nicht eine starke Hand gestützt.

Schon wieder dieser Cabet, schoss es ihm durch den Kopf, während er sich aus dem harten Griff befreite.

»Alles in Ordnung«, wandte er sich an seinen Retter, bückte sich und begann, an seiner beschmutzten Kleidung herumzureiben. Mein Gott, wie sah der Umhang aus! Und erst der Abendanzug! Nie und nimmer konnte er sich so in Hélènes Salon blicken lassen.

»Ich glaube nicht, dass alles in Ordnung ist, Sir David. Darf ich mich zunächst vorstellen? Heute Nachmittag blieb uns leider nicht genügend Zeit dazu.«

»Oh, ich weiß, wer Sie sind, Monsieur Cabet. Sie sind doch der Anführer dieses Pöbels da. Gehen Sie mir aus dem Weg! Lassen Sie mich vorbei.«

»Ohne meine Genehmigung werden Sie kaum durchkommen, Sir David.«

»Und wer glauben Sie zu sein, junger Mann, dass Sie sich herausnehmen, eine öffentliche Straße zu sperren?«

»Nun, wie Sie wissen, bin ich Gaston Cabet. Und richtig, ich bin der Anführer dieser Leute - es sind ehrliche Handwerker, die gezwungen sind, auf den Straßen zu betteln, weil es keine Arbeit mehr für sie gibt.«

»Leider habe ich für solche Lappalien im Moment keine Zeit«, erwiderte Sir David harsch.

»Aber Sie wollen doch, dass Ihre Kutsche Sie sicher zu Madame Le Fèvre bringt, oder?«

Erschrocken blickte Sir David den Mann an. Woher wusste er von seinem Fahrtziel? Trotz seiner Pockennarben und der dunklen, ungepflegten Haut wirkte der Arbeiterführer auch jetzt seltsamerweise nicht unattraktiv. Außerdem hatte er Charisma.

»Kommen Sie mit.« Cabet griff hart nach Sir Davids Arm. »Ich verspreche Ihnen, Sie sicher zu Madame Le Fèvre zu begleiten, wo Sie sich ganz unbeschwert mit anderen Gästen der besseren Gesellschaft vergnügen können«, sagte erzynisch.

Wieder war Sir David erschrocken, wie viel Cabet über ihn und Joanne wusste. Sir Davids Angst wuchs. Sie waren nicht mehr sicher.

»Ich kann nicht mitkommen. Meine Tochter ... Sie ist noch in der Kutsche ...« Mit einem Mal fühlte er sich hilflos und schwach.

»Sie ist in der Kutsche?«

»Ja.«

»Dann hole ich sie. Warten Sie hier.«

»Nein! Ich begleite Sie.«

»Trauen Sie mir etwa nicht?«

»Natürlich nicht.«

Gaston Cabet lachte auf. »Dann, Sir David, haben Sie wirklich ein Problem.«

»Wie meinen Sie das?«

Cabet deutete auf die unruhige Menschenmenge hinter ihm. »Die Leute da sind sehr schlecht gelaunt. Vor allem sind sie wütend auf reiche Snobs, Emporkömmlinge, die immer noch auf der Seite der Monarchie stehen, wie Ihre Freundin Madame Le Fèvre und auch Sie selbst. Daher muss Ihre Tochter ...«

»Schon gut, Cabet, holen Sie sie. Aber wenn Sie ihr auch nur ein Härchen krümmen, dann ...«

»Immer mit der Ruhe, Sir David. Ich bringe Sie und Ihre Tochter hier raus. Sie müssen mir nur vertrauen. Wir sind durchaus nicht alle Mörder und Bösewichte, auch wenn wir kein Geld haben und in der Gosse leben.«

Sir David traute dem Mann noch immer nicht, doch um Joannes willen hatte er keine andere Wahl. Die Kutsche stand nicht allzu weit entfernt, er würde beobachten können, was geschah.

Das Mädchen wehrte sich aus Leibeskräften gegen den Mann, der es fest am Ellbogen hielt. Als Cabet schließlich mit Joanne vor ihm stand, seufzte Sir David erleichtert auf.

»Was will er von mir, Papa?«, rief Joanne aufgewühlt.

»Später, Joanne. Wir müssen hier verschwinden, ehe es noch schlimmer wird.« Sir David spürte Joannes Anspannung, hatte aber keine Zeit für ausführliche Erklärungen. Er wandte sich an Cabet. »Vielen Dank, Monsieur. Ehrlich gesagt ist mir allerdings nicht klar, warum Sie einem Royalisten helfen, obwohl Sie sich selbst als Handwerker gegen die Monarchie auflehnen und offenbar freiwillig Ihren Teil dazu beitragen, Ihre Heimatstadt zu sabotieren.«

Cabet grinste. »Ich sehe, dass Sie mich ganz gut durchschaut haben. Aber was ich hier mache, hat weder mit Ihnen noch mit Ihrer Tochter zu tun, sondern mit dem guten Ruf meines Vaterlandes. Göttliche Schönheit darf nicht durch die Hände des Pöbels besudelt werden. Solche Schnitzer überlassen wir lieber den Königstreuen.«

Der Gewerkschafter schien ob der Ironie erneut zu schmunzeln, bevor er sich plötzlich umdrehte und einen jungen Kerl am Kragen packte, der eine Fackel schwenkte und auf die wartenden Kutschen auf der anderen Seite der Straßensperre einbrüllte.

»*Marcel, viens voir!* Die Herrschaften hier sind Engländer und haben mit unseren Problemen nichts zu tun. Begleite sie bitte zum Boulevard St-Germain, und zwar

ohne Umweg. Du weißt, ich habe meine Augen überall, also reiß dich zusammen.«

»*Entendu, Gaston.* Selbstverständlich.«

Sir David und Joanne folgten Marcel in eine Seitenstraße, fort von dem randalierenden, nach Blut lechzenden Pöbel. Es war längst zu spät, an Umkehr zu denken; Sir David blieb nichts anderes übrig, als darauf zu vertrauen, dass Gaston Cabet und sein Botenjunge sie tatsächlich aus ihrer misslichen Situation befreien.

Der Junge führte sie in Richtung der Pont des Arts gegenüber dem Palais du Louvre. Aus dem Nebel, der in der Dämmerung von der Seine emporstieg, tauchte die Ile de la Cite auf. Im Zwielflicht erinnerte sie an ein prähistorisches Ungeheuer, dessen Rückenschuppen vom Palais de la Justice gebildet wurden. Joanne konnte einen leichten Schauer nicht unterdrücken und zog die Kapuze ihres Pelzumhangs tiefer in die Stirn. Wie anders Paris doch bei Nacht wirkte! Sie liebte diese Stadt, die Heimat ihrer Mutter, obwohl sie andererseits London auch als ihr Zuhause betrachtete und sich auch als Engländerin fühlte. Und dann gab es da ja auch noch das Gut in Irland, auf dem sich ihr Vater von der Politik erholte.

Das kosmopolitische Leben gefiel Joanne – sie empfand es als aufregend und abenteuerlich und genoss es, die meiste Zeit mit ihrem geliebten Vater zusammen zu sein. Lebte ihre Mutter noch, säße sie selbst jetzt sicher in London oder Wicklow in einem behüteten Salon bei einer Nadelarbeit. Wie unendlich langweilig! Doch wie die Dinge jetzt lagen, rannte sie neben ihrem Vater her durch die Straßen von Paris einem unbekanntem Schicksal entgegen. Sie lief um ihr Leben und fand es ungeheuer aufregend.

Sobald sie die Brücke ins Viertel St-Germain überquert hatten, strahlte die Stadt wieder die übliche Abendruhe aus. Nach dem Aufruhr am Quai du Louvre erschienen die Straßen auf dieser Seite der Seine geradezu unnatürlich leer und still.

Marcel führte sie stumm bis zur angegebenen Adresse, ehe er vor dem Licht der rußenden Gaslaternen floh. Gleich einem Gespenst löste er sich im Nebel auf, der sich wie ein weißes Leichentuch über die Stadt Paris legte.

Kapitel 3

»*Oh mon Dieu!*«, echauffierte sich Hélène Le Fèvre, als ihr Diener ihr zwei schmutzige Gestalten meldete, die angeblich Engländer waren und Einlass begehrten. »Was haben Sie denn angestellt?«

Sir David reichte dem Diener seinen feuchten, schmutzigen Umhang und den Hut.

»Wir? Gar nichts! Ganz im Gegensatz zu Ihrem Pariser Pöbel, Hélène.«

»Meiner ist es bestimmt nicht«, jammerte Hélène. »Arme kleine Joanne, *ma pauvre enfant!* Schauen Sie sich die süße Kleine doch bloß an! Sie ist ja völlig durchnässt! Komm, mein Mädchen. Du brauchst jetzt erst einmal etwas Warmes zum Anziehen, trockene Schuhe und vielleicht ...«

»Cognac!«, erklärte Sir David.

Joanne strahlte.

»Bitte nur für mich«, fügte Sir David hinzu. »Für Joanne wäre eine heiße Zitrone genau das Richtige.«

Nach der hastigen Flucht durch die dunklen Pariser Gassen war Joannes Gesicht weitaus rosiger als am Nachmittag, als sie mit ihrem Vater ausgegangen war, um eine Abendgarderobe für die Soiree bei Hélène zu kaufen. Nun war das schöne neue Kleid verdorben, und Joanne war verschwitzt und zerzaust, obwohl sie so gern blass und mondän gewirkt hätte.

Hélènes Kammerfrau begleitete Sir Davids Tochter in die Privatgemächer ihrer Dienstherrin, half ihr beim Umziehen und wickelte die wirre Haarpracht auf Lockenwickler. Innerhalb kurzer Zeit verwandelte sich die zerrupfte Gestalt wieder in eine bildschöne junge Frau.

»Wie hübsch sie doch ist«, schwärmte Augenblicke später die in Diamanten und Spitze gehüllte Hélène. »Sie

haben eine äußerst anmutige Tochter, David.« Sie wandte sich an ihren Butler. »Henri, eine heiße Zitrone für Mademoiselle! Jetzt stelle ich dir erst einmal die Gäste vor, Joanne. Vielleicht kennst du ihn ja schon, dort drüben ist unser guter Doktor Nicky ...«

»Was? Papas Arzt ist hier?«

»Aber natürlich, liebes Kind. Er ist ein charmanter junger Mann und wäre sicherlich ein passender ... Nun ja, auf jeden Fall ist er der beste Arzt, den man sich vorstellen kann. Du solltest vielleicht ...«

»Ja, ja, ich weiß schon«, unterbrach Joanne die Gastgeberin gelangweilt, »auch Papa ist von ihm begeistert und singt den lieben langen Tag Loblieder auf ihn.« Sie beugte sich vor und schlug einen vertraulichen Flüsterton an: »Ich weiß, es gehört sich nicht, aber leider finde ich Doktor Wainwright unendlich langweilig. Außerdem ist er Engländer und interessiert mich schon allein aus diesem Grunde nicht.« Sie seufzte. »Ich würde gern jemand Besonderes kennenlernen, Madame. Einen gut aussehenden Franzosen zum Beispiel, der mich nicht den ganzen Abend mit seinem Anästhesie-Inhalator anödet – was immer das auch sein mag.«

»Nun, dann sollte ich dir Barbiret vorstellen. Er ist ein aufstrebender junger Künstler, ein Paradiesvogel sozusagen. Du hast sicher schon von ihm gehört. *Barbiret! Venez ici!*«

Aus der dunstigen Unergründlichkeit des von Kerzen erleuchteten und mit Zigarrenrauch geschwängerten Salons trat eine geschminkte Gestalt undefinierbaren Geschlechts auf sie zu. Das orangerote Haar des berühmten Pariser Malers trug die Farbspuren seines künstlerischen Schaffens und auch sein nachlässiger Anzug legte beredtes Zeugnis seiner Kreativität ab. Er hatte sich für die Abendgesellschaft ganz offensichtlich nicht umgezogen – was er, wie Joanne gehört hatte, nie tat, schließlich legte er großen Wert auf seine exzentrische Art.